



„Marschall Pibbel“
Siams starker Mann

Siam seinerseits für seine Südprovinzen hegt. Dort macht sich nämlich in dem von Malayen islamischen Glaubens bewohnten Patani-Distrikt seit geraumer Zeit eine „Los-von-Siam“-Bewegung bemerkbar, die von Britisch-Malaya aus gefördert wird. Im Patani-Gebiet gibt es reiche Zinnvorkommen, die den in europäischem Kapitalbesitz befindlichen Zinnkonzernen jenseits der Grenze seit langem in die Augen stechen. Siam hält die Zinngrubenbesitzer zumindest für wohlwollende Förderer des südsiamesischen Separatismus.

Wenn schon Ordnung geschafft werden soll, so meinte Pibul, dann auch gründlich. Hierbei wurde mehrere Wochen lang in Bangkok und Kuala Lumpur verhandelt. Englands Hochkommissar in Südostasien, Malcolm McDonald, Sohn des ersten englischen Labour-Ministerpräsidenten Ramsay McDonald, bemühte sich persönlich zu dem ehrgeizigen siamesischen Feldmarschall. Als sich der Meinungs austausch in die Länge zu ziehen drohte, erschienen wie gefahren die 49 „reichbeladenen“ Elefanten aus Burma. Auf beiden Seiten sah man ein, daß halbe Maßnahmen keinen Sinn mehr hatten.

Ende November schlossen Siam und England eine echte Allianz. Die malayisch-siamesische Grenze wurde vorbehaltlich gewisser technischer Revisionen für endgültig geklärt. Um kommunistische Agitatoren und malayische Irredentisten unschädlich machen zu können, wird in Songkla in Südost-Siam ein britisches Konsulat eingerichtet. Siam entsendet einen Verbindungsoffizier nach Kuala Lumpur in das Hauptquartier des britischen Generals Boucher, der die malayischen Kommunisten bekämpft.

Nach englischen Zeitungsmeldungen soll Siam als neuer Eckpfeiler der britischen Südostasien-Verteidigung ausgebaut werden. England ist stärkstens daran interessiert, daß Siam eine „Insel des Lächelns in einem Meer von Tränen“ bleibt. So nennen die Siamesen selbst ihr auf allen Seiten von kommunistischen Unruhen umspültes Land. Siam hat inzwischen eine Militärmission nach London entsandt, um dort moderne britische Waffen sowie Lokomotiven und Brückenmaterial einzukaufen.

Marschall Pibulsonggram hat den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben und von der

Südgrenze seines Landes eine große Gefahr abgewandt. Selten hat ein Soldat die nichtmilitärischen Machtmittel seines Landes geschickter zum Einsatz gebracht. Dabei ist ihm freilich die kommunistische Welle aus China, Burma und Malaya ungerufen und im rechten Moment zu Hilfe gekommen. Und noch immer sind Goschal, der Inder, und Than Thun, der rote Agitator aus Burma, im Dschungel unauffindbar. Für eventuellen späteren Bedarf.

Hausse in Mekka

Nur für zahlungskräftige Moslems

Mehr als 12 000 Gläubige lagen auf den Knien und verbeugten sich gegen die Kaaba. Die Feierlichkeiten des diesjährigen mohammedanischen Wallfahrtsmonats gingen damit zu Ende. Gleichzeitig auch der Höhepunkt des Hidschrajahres 1367. Als Vertreter der staatlichen Autorität war der Finanzminister Seiner Majestät, Abdul Aziz Ibn Saud, in blitzendem Ford aus der Hauptstadt El Riad nach Mekka gekommen. Auch er verschränkte die Arme und verbeugte sich.

Der Betreuer des Staatsäckels ist zufrieden über das erste wieder halbwegs normale Pilgerjahr. „Pilger“ bedeuten in Arabien Einnahmen für die Staatskasse, Belebung von Handel und Wandel. Die Labbaika-Rufe aus den Kehlen der frommen Wallfahrer halten das Budget des Königs im Gleichgewicht.

Oel und Pilger, das sind die Aktiven für Saudi-Arabien. Seit wenigen Jahren erst sind die Einnahmen von der Arabian American Oil Comp. (vgl. Spiegel Nr. 10/48) und der Standard Oil höher als die Pilger-einkünfte.

Aber auch die Pilgerabgaben sind so hoch wie niemals zuvor. Die Priesterbrüderschaft und fromme Sekten rebellierten vor Jahren gegen die Ausbeutung der Wallfahrer. Aber das Kommerzielle siegte über das Religiöse. Die Pilger sind schließlich Ausländer und bringen gutes Geld.

Sie kommen aus Marokko und Aegypten, aus der Türkei, vom Dschebel Drus, vom Euphrat und aus Pakistan, aus Malaya und New York. Mit Kamelen und Pferden, mit arabischen Dhau, die das Rote Meer befahren. Aber auch mit Luxus-

dampfern, Eisenbahnen, Flugzeugen und Automobilen.

Auf 401 Riyad belief sich die Pilgergebühr dieses Jahres. Umgerechnet sind das 36½ Pfund Sterling (etwa 480 D-Mark). Nur ein zahlungskräftiger Moslem kann also die Heiligen Stätten besuchen. 200 Riyad gehen offiziell an den Staat. Weitere 127 Riyad angeblich an Wohlfahrtseinrichtungen, von denen aber niemand bisher etwas gesehen hat. Die offiziellen Führer, Tempelwächter und Verteiler des heiligen Semsen-Wassers erhalten 34 Riyad. Der Rest von 40 Riyad wird als Grenzübertritts- und „Quarantäne“-Gebühr eingezogen. Aber auch von Quarantäne hat noch kein Pilger etwas bemerkt.

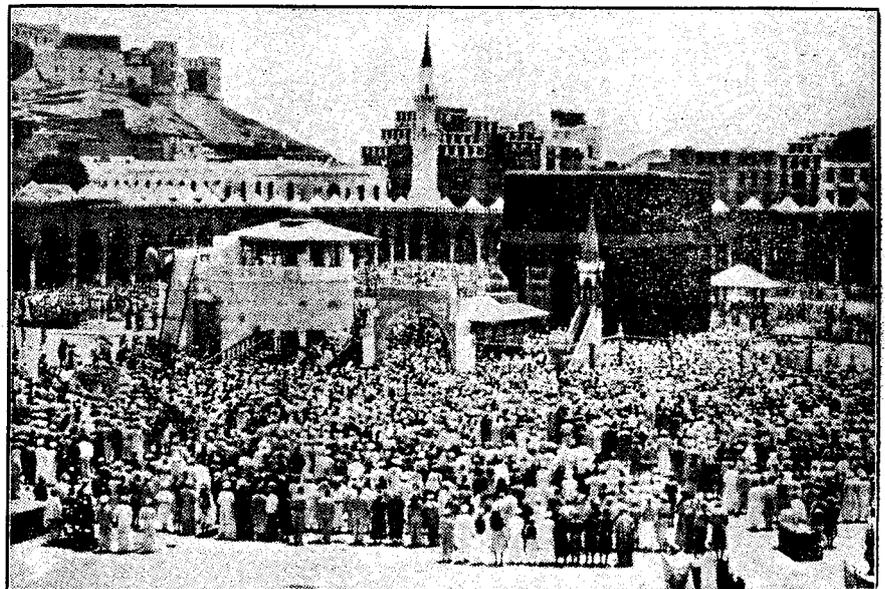
Dann sind Unterkunft und Ernährung, Opferhammel und Fahrt im Autobus oder mit dem Kamel zu zahlen. Die Geldwechsler sind auf ihren Vorteil bedacht.

Das Jahr 1927 im Kalender der Ungläubigen wird heute noch gepriesen. 230 000 Pilger aus dem Ausland hatte Allah beschert. Dann wirkten sich Weltwirtschaftskrise und Devisenbestimmungen auf die Wallfahrten nach Mekka aus. Im Jahre 1938 waren es nur noch 63 000 Pilger, die vor der Kaaba lagen. Die Einnahmen Ibn Sauds waren von 5 Millionen Pfund Sterling auf 2 Millionen zurückgegangen. Zum Glück begann das Erdöl in Kuwait zu fließen. Der König konnte weiter Flugzeuge und Autos kaufen und Land kultivieren lassen.

Während des Krieges kamen nur wenige tausend Pilger nach Mekka. Aus dem nachbarlichen Irak, aus Transjordanien und in brüchigen Seglern über das Rote Meer. Mehrere Pilgerschiffe aus Indien wurden torpediert. Andere liefen auf Minen. Viele Muselmanen ertranken.

Im letzten Jahr kam die Cholera in Kairo dazwischen. Erst heuer blühte das Geschäft. 110 000 Pilger registrierten die Grenzbehörden des Königreiches. Aber sie gaben etwas weniger aus als in früheren Jahren. Die Preise sind auch in Mekka gestiegen.

Die Wallfahrt ist ein zweiseitiges Geschäft. Von dem religiösen Gewinn größerer Seligkeit ganz abgesehen. Der erfolgreiche Mekka-Pilger bekommt eine Art Titel: Er wird künftig Hadsch genannt. Und das ist eine große Ehre.



Mekkas heiliger Würfel (arabisch „Kaaba“): Pilgerziel der Gläubigen

Armer Milliardär

Durch erotische Exzesse

Die oberitalienischen Großindustriellen rüsten sich für die bevorstehende Schlacht. Dokumente werden vernichtet, Geschäftsbücher geändert und Aktien umgeschrieben. Denn diesmal will die Regierung ernst mit dem Kampf gegen Monopole und Trusts machen. Der „Fall Brusadelli“, Italiens größter Nachkriegsskandal, hat auch die Schläfrigen aufgeweckt. Die bisher sichersten Bastionen der Hochfinanz scheinen bedroht.

Es fing ganz harmlos an. Anfang Oktober ließ der Mailänder Großindustrielle Giulio Brusadelli ein von ihm am 15. Juli verkauftes Aktienpaket gerichtlich beschlagnahmen. Mit einem halben Dutzend Atteste bekannter Aerzte bewies Brusadelli, daß er bei dem Verkauf nicht im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewesen sei. Denn seine Frau habe im Bunde mit seinen Geschäftspartnern gestanden und ihn durch erotische Exzesse praktisch zur menschlichen Ruine gemacht.

Brusadelli schilderte in allen Einzelheiten die sinnlichen Genüsse, denen er trotz täglicher Hormonspritzen mit seinen zweiundsiebzig Jahren nicht mehr gewachsen war. Die Boulevardpresse fand Interesse an dem Fall. Das Bild der erst 38jährigen, braunelockten Signora Brusadelli mit der aristokratischen Nase kam auf die Titelseiten aller italienischen Illustrierten.

Doch langsam wurde aus dem pikanten Gesellschaftsskandal ein Finanzskandal größten Ausmaßes, zu dessen Durchleuchtung die italienische Regierung nicht weniger als fünf Minister abstellen mußte. Ihre Forschungsergebnisse füllen die Spalten der Zeitungen und Zeitschriften, und dem Leser schwirrt der Kopf vor all den verschobenen, beschlagnahmten und verborgenen Liremilliarden.

Einen Monat hatte Brusadelli, einer der größten europäischen Baumwollindustriellen, über den Verkauf der Aktienmehrheit einer seiner Fabriken verhandelt. Am Tage nach dem Attentat auf Togliatti, als die oberitalienische Industrie Sturmsegel gesetzt hatte und der kommunistische Generalstreik alle Aktivität lähmte, kam es zum Abschluß. Brusadelli verkaufte seine 243 500 Aktien für zweieinhalb Milliarden Lire (fast 5 Millionen Dollar) an seinen einstigen Freund, damaligen Rivalen und heutigen Feind Giulio Riva.

Damals verkaufte er die Aktien für 10 400 Lire das Stück. Drei Monate später standen sie auf 21 000 Lire. Brusadelli träumte sehnsüchtig von den zweieinhalb Milliarden, die er hätte verdienen können, wäre er am 15. Juli nicht so leichtsinnig oder ängstlich gewesen. Bald glaubte er es selbst, daß er damals nicht ganz bei Sinnen gewesen sei. Das schrieb er dem Gericht, und dieser Brief wurde der kostspieligste, den jemals jemand schrieb.

Denn damit hatte Brusadelli sich selbst die Daumenschrauben angelegt. Die römische Fiskalpolizei entsandte einen richtigen General nach Mailand, der erfolgreiche Aufklärungsvorstöße in das Labyrinth von Brusadellis Finanzmanipulationen unternahm.

Als erstes deklarierte er 400 Millionen Lire Strafe für nicht bezahlte Umsatzsteuer. Doch das war nur der Anfang. Für die Einkommensteuer hatte Brusadelli sein Jahreseinkommen mit nur zwei Millionen angegeben. Er erhielt allein von dreien seiner Baumwollfabriken 40 Millionen im Jahr.



Alter Lebemann Brusadelli
Praktisch eine Ruine

Immer länger wurde die Liste, immer schwindelnder wurden die Zahlen. Drei Milliarden zu wenig bezahlte Vermögenssteuer, vier Milliarden an beschlagnahmten Börsentiteln, weitere fünf Milliarden Lire beschlagnahmte Mobilien und Immobilien.

Seriöse Zeitungen wollen wissen, daß sich Brusadellis Gesamtvermögen auf 50 Milliarden Lire beläuft. Der Abteilungsleiter für direkte Steuern im Finanzministerium aber erklärt, der Steuerschieber Brusadelli sei kein Einzelfall, sondern man könne sagen: die Regel. Eine Folge des unsozialen und weitmaschigen italienischen Steuersystems.

Noch gibt es in Italien ein peinlichst gehütetes Bankgeheimnis. Gegen diesen



Junge Intrigantin Brusadelli
Schamrot im Bett

Hauptgrund des leeren Steuersäckels soll nun der fünfministerköpfige Brusadelli-Untersuchungsausschuß anrennen. Und gegen die Monopolisierung und Vertrustung. Gar nicht so sehr zur Freude der Kommunisten, die überraschende Sympathien für den armen Milliardär entdeckt haben.

Sie stellen ihn als den kleinen Goldfisch hin, der von dem bösen großen Goldhecht Riva gefressen wurde. Der wolle die ganze italienische Baumwollindustrie in seiner Hand monopolisieren, und natürlich sei er christlicher Demokrat. Dagegen kann Brusadelli eigene Linkstendenzen und seine, bei den Kommunisten parteilich eingeschriebene Lieblingsnichte anführen. In der verkauften Fabrik haben 7000 von den 8000 Arbeitern die sofortige Rückkehr Brusadellis verlangt.

In Italien ist jeder an dem Fall und der weiteren Entwicklung interessiert. Der Staat, der entgangene und mögliche Milliardenereinnahmen wittert. Die Industriellen, die fürchten, daß in ihre kunstgerecht vernebelten Karten gesehen wird. Die Kaufleute, die damit rechnen, sich nun vor jedem Vertragsabschluß die geistige Zurechnungsfähigkeit ihres Partners bescheinigen lassen zu müssen. Die Kommunisten, die Felle und Propagandaparolen davonschwimmen sehen. Die Democristiani, die ihre Versprechungen wahr machen müssen und sich doch nicht ins eigene Fleisch schneiden wollen. Der kleine Mann, der erbost die hohen Verbrauchssteuern zahlt, während oben Milliardengewinne unversteuert eingeheimst werden. Und der Boulevard, der begierig all die pikanten Einzelheiten aus dem Eheleben des alten Lebemannes und der jungen Intrigantin aufsaugt.

Keiner weiß, wie es weitergeht. „Tabula rasa“ wäre unitalienisch. Wahrscheinlicher ist ein Kompromiß auf allen Sektoren des politisch-wirtschaftlich-moralischen Finanzskandals. Eine der Hauptbeteiligten, die Signora Brusadelli, hat sich mit Migräne ins goldverzierte Bett gelegt, wo sie in himmelblauer Seide schamrot ob der Verdächtigungen ihres Gatten Journalisten und Untersuchungsrichter empfängt.

Fußball mit Links-Drall

Der Theodor, der hält

Ungarns Fußballer kämpfen — wie in jedem Jahr — um die Nationalmeisterschaft. Ganz oben auf der Punktabelle steht wie immer der Ferencvarosi Torna Club (FTC), Budapests Franzstädter Turner-Club.

Diesmal haben die Franzstädter jedoch mit einem schweren Handikap zu kämpfen. Das ist allerdings weniger sportlicher als politischer Art: ihre Mitgliederliste ist ziemlich bürgerlich gefärbt.

Gegen die zu erwartenden Siege über die kommunistischen Arbeitermannschaften der Industrievororte Ujpest und Csepel trat nun die kommunistische Sportführung auf den Plan. Sie argumentierte, daß während der FTC-Spiele reaktionäre und faschistische Demonstrationen stattgefunden hätten. Die FTC-Mannschaft müsse infolgedessen auf vier Wochen verboten werden. So geschah es.

Das bedeutet acht Punkte Verlust für die Meisterschaft, je zwei Punkte pro Woche. Denn jedes ausgefallene Spiel gilt dortzulande als verloren.

Kein Zweifel, daß auf diese Weise eine volksdemokratische Mannschaft den Sieg davontragen wird. Ungarns linientreuer Fußball-Theodor läßt keinen bürgerlichen Ball ins Netz.